

Zoltán Danyi: „Rosenroman“ / „Aus dem Tagebuch des Gärtners“

Eine niemals endende Schlacht

Von Jörg Plath

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 10.09.2023

Stundenlang zählen, schweigen oder stillstehen muss der Erzähler von Zoltán Danyis „Rosenroman“. Warum, weiß dieser Erzähler, wie der Autor Rosenzüchter und Angehöriger der ungarischen Minderheit in der nordserbischen Vojvodina, nicht. Mit Worten gräbt er in sich nach einem Platz im Leben.

„Ich stand am Fenster und wartete, dass die Sonne unterging, denn das war die Regel, und wenn ich nicht wollte, dass etwas Schlimmes geschah, musste ich warten, bis sie untergegangen war.“

Immer wieder muss der namenlose Erzähler von Zoltán Danyis „Rosenroman“, der Sohn eines Rosenzüchters, eine Zeitlang stillstehen. Oder ein halbes Jahr schweigen. Alles wieder und wieder zählen, minuten-, stundenlang. Die Zwangsneurosen sind Versuche, sich vor dem „Schlimmen“ zu schützen.

„(...) damals konnte ich nur darüber nachdenken, wie viele Zweige ich noch zu entdornen hatte, bevor ich pissen gehen konnte, oder wie viele Worte mein Vater noch aussprechen musste, bevor ich ihm antworten durfte, oder wie oft ich den Bissen in meinem Mund kauen musste, um ihn endlich hinunterschlucken zu dürfen, über solche Dinge, nur über solche und ähnliche Dinge konnte ich in den ersten Jahren des Kriegs nachdenken, und dazu musste ich zählen, also zählte ich ziemlich viel zu der Zeit und dieses Zählen war gut, denn so musste ich nicht über Dinge nachdenken, über die ich nicht nachdenken konnte oder wollte, aber davon habe ich schon erzählt, davon habe ich schon mehrmals erzählt, und ich weiß gar nicht, warum ich schon wieder darüber rede, ich weiß es nicht oder will es nicht wissen, warum ich wieder vom Zählen erzähle, aber mir scheint, dass es etwas gibt, worüber ich nicht nachdenken will, dass es wieder etwas gibt, worüber ich nicht nachdenken will oder kann, und möglicherweise rede ich deswegen wieder über das Zählen, weil es schwer ist, vom Haus meiner Frau zu erzählen, dabei habe ich einiges schon

Zoltán Danyi

Rosenroman

Aus dem Ungarischen
von Terézia Mora

Suhrkamp Verlag, Berlin

442 Seiten, 26 Euro

Zoltán Danyi

Aus dem Tagebuch des Gärtners

Aus dem Ungarischen
von Terézia Mora

Mit Birnholzschnitten von
Christian Thanhäuser

Edition Thanhäuser,
Ottensheim/ Donau

64 Seiten, 24 Euro

erzählt, aber ich bin noch recht weit davon entfernt, alles erzählen zu können, weil mir so scheint, dass es immer noch etwas gibt, worüber ich nicht reden kann oder worüber ich nur schwer reden kann in diesem Bericht, diesem Report, dieser Zusammenfassung, oder ich weiß nicht, wie ich es genau nennen soll.“

Alles erzählen zur Abwehr des Unheils

Zoltán Danyis „Rosenroman“ ist kein Bericht, kein Report, keine Zusammenfassung, auch keine Umschrift des höfischen Rosenromans aus dem 13. Jahrhundert. Er ist die Geschichte eines Lebens, das „steckengeblieben“ ist, wie es heißt, und das Mittel zur Befreiung aus der existentiellen Krise heißt: alles, wirklich alles erzählen, nichts verschweigen, nicht einmal intimste Dinge wie Verfärbungen der Eichel und peinliche wie Urinieren nach dem Rasensprengerprinzip. Das apotropäische Erzählen, die Abwendung des Unheils, soll freilegen, was dem etwa 50-jährigen Erzähler, wie der 1972 geborene Autor Angehöriger der ungarischen Minderheit in der nordserbischen Provinz Vojvodina, zugestoßen ist, offenbar durch die jugoslawischen Kriege vor etwa 30 Jahren, was ihn ängstigt und würgt und zwangsneurotische Reaktionen erzwingt.

Mit dieser Unzugänglichkeit ist der „Rosenroman“ das Negativ zu Danyis erstem Roman „Der Kadaverräumer“. Denn dieser erzählte auf unerträglich konkrete Weise von den „alles verwüstenden, alles ausbeinenden Jahren“ der jugoslawischen Kriege. Mit dem Debüt hat der „Rosenroman“ jedoch gemeinsam die betörende Erzählweise, den gewaltigen Sog der Litanei, der im Deutschen beide Male der Übersetzerin Terézia Mora zu verdanken ist. Die Eloquenz besitzt große Schönheit, wühlt allerdings im Hässlichen, auch wenn es immer wieder um Rosen und ihre Kultivierung geht: Man könnte fast von einem gewaltigen, beinahe absatzlosen Anti-Candide sprechen – Voltaires Vorstellung von der Pflege eines Gartens als Ort des Friedens hat im „Rosenroman“ keinen Platz.

„(...) ich wollte, natürlich, mit den Rosen anfangen, denn ich hatte das Gefühl, alles fing mit den Rosen an, hing mit den Rosen zusammen und kehrte zu den Rosen zurück, ich werde also mit den Rosen anfangen, dachte ich, und es war gut, daran zu denken, dass ich ihr endlich alles erzählen konnte“

Kampf gegen die Wildrose

„Ihr“, der vom Erzähler geliebten Frau, wird dann gar nichts erzählt, allzu viel sprechen die beiden nämlich nicht miteinander, und zudem ist die Frau schon bald die Ex. Mit den Rosen aber fängt wirklich alles an im „Rosenroman“, kehrt zu ihnen zurück und endet auch mit ihnen. Der Sohn des ebenfalls namenlosen Rosenzüchters ist vertraut mit allen anfallenden Arbeiten.

„Das Laub der Wildrose wird bis auf die Wurzel zurückgeschnitten, denn ab jetzt braucht man nur noch die Wurzel der Wildrose, das Laub nicht, die abgeschnittenen Zweige muss man ans Ende der Reihen hinaustragen und man muss sie verbrennen, und da die in der Erde verbliebenen Wurzeln weiterhin kräftig die Säfte aufsaugen, machen nach dem Zurückschneiden die Triebe, die aus den Augen wachsen, praktisch einen Sprung, sie werden ganz lang, aber diese edlen Triebe muss man wieder abknapsen, sie sind so weich, dass man sie gar nicht schneiden muss, man kann sie mit zwei Fingern abzwicken, was eine brutale Vorgehensweise zu sein scheint, aber ohne dieses Abkneifen würde die edle Rose

keinen Busch bilden, (...) und dann wachsen bald zwei, drei neue Triebe aus den Augen, auch diese wachsen schnell, (...) die Zweige entwickeln dabei Knospen, und auch die Knospen wachsen, werden größer und schwellen an, und bis Mitte oder Ende Mai entwickeln sich die fertigen Rosenbüsche, die Mitte Juni alle gleichzeitig aufblühen, das ganze Rosenfeld ist voller Blüten.“

Diese Schönheit vermag der Erzähler durchaus zu empfinden, aber er weiß mit seinem ganzen Körper, den die Dornen zerkratzen und der Saft der Rosen rötlich färbt: Sie entspringt der Gewalt. Die Wildrose, der die edle aufgepfropft wird, muss bekämpft werden.

„(...) während auch die ihres Laubs beraubte Wildrose leben will und sich eine Weile lang empört, sich auflehnt, gegen ihr Schicksal kämpft und unter der Erde austreibt, unmittelbar aus den Wurzeln, und diese wilden Triebe muss man entfernen, denn sie entziehen den edlen Rosen die Kraft, am besten bricht man sie ab, so kann man sie am effektivsten ausmerzen, aber nicht immer kann man sie abbrechen, manchmal muss man sie schneiden, und wenn, dann muss man sie glatt abschneiden, damit kein Stumpf übrig bleibt, denn die Stümpfe werden wieder austreiben, obwohl man nicht immer so nah an sie rankommt mit der Schere, dass man sie glatt abschneiden könnte, und selbst wenn wir sie glatt abschneiden, treibt die Wildrose an einer anderen Stelle wieder aus, denn die Wildrose ist stark wie ein Eber, deswegen gehen die Arbeiter, die die Wildtriebe entfernen, mehrmals durch die Reihen und brechen, schneiden, reißen die Wildtriebe ab, um sie auszurotten, als wären sie Parasiten, dabei ist der wahre Parasit nicht die Wildrose, sondern die edle Rose, sie ist es schließlich, die die Wurzeln der Wildrose wegnimmt, und eigentlich braucht es deswegen das Okulieren, diese komplizierte und komplexe Prozedur, damit die edle Rose starke Wurzeln bekommt, die sie der Wildrose entreißt, der wahre Parasit ist also die edle Rose, aber das interessiert keinen, denn die Bedingungen werden von den Siegern diktiert (...)“

Gewalt im Namen des Schönen

Abbrechen, schneiden, abreißen, ausrotten, unterjochen, Friedensbedingungen als Sieger diktieren – Rosenzucht bedeutet: Krieg zu führen gegen die wilde Rose, um die edle blühen zu lassen. Unüberhörbar sind die politischen Untertöne dieser Reflexionen, die ethnische Säuberungen, Massaker und den völkischen Nationalismus in Miloševićs Serbien anklingen lassen.

Schon in einem schmalen Heft der Edition Thanhäuser umkreist Zoltán Danyi die Gewalt gegen die Natur im Namen der Schönheit. „Aus dem Tagebuch des Gärtners“ enthält auf 64 Seiten neben reizvoll andeutenden Birnholzschnitten des Verlegers Christian Thanhäuser kurze Notate sowie einige wenige Prosastücke, die von der Arbeit auf den Rosenfeldern erzählen, von der Einsamkeit und dem Misstrauen der Politik gegenüber wegen der rücksichtslosen Rodung großer Baumbestände. Auch vom Krieg ist die Rede:

„Aus dem Tagebuch des Gärtners (...)“

Ich weiß, dass ein neuer Krieg kommt, trotzdem bin ich nicht fähig, von hier wegzugehen. Es ist zum Verzweifeln, dass ich nach keiner menschlichen Rechnung eine Chance habe: wenn ich bleibe, sterbe ich am Krieg oder an den permanenten Kriegsvorbereitungen, wenn ich gehe, tötet mich der Schmerz wegen der verlorenen Felder. – Vielleicht gibt es nicht nur

menschliche Rechnung, vielleicht ist auch eine andere Rechnung möglich, mit einem anderen Endergebnis, wer weiß.“

Die Aussichtslosigkeit nach den Kriegen

Was in „Aus dem Tagebuch des Gärtners“ fehlt, ist die Verknüpfung von Rose und Krieg, Natur und Politik in der Person des beschädigten „Rosenroman“-Erzählers – und der beklemmende Sog längerer Passagen voller Drangsal und Unausweichlichkeit. Die Beobachtungen und Reflexionen aus dem „Tagebuch“ müssen Zoltán Danyi – so viel zur Frage nach Wahrheit und Dichtung, Autor und Erzähler – Arbeitsmittel gewesen sein. Der „Rosenroman“ schreibt die Notate in Richtung Aussichtslosigkeit fort. Das Embargo während der jugoslawischen Kriege hat das Geschäft mit den Rosenbüschen zerstört und zugleich die Familie: Die Mutter des Erzählers kehrt nach Ungarn zurück, Vater und Sohn verkaufen nun Schnittrosen in den nahen Kleinstädten Szabadka und Palic. Die jugoslawischen Kriege sind seit langem vorüber – den Krieg auf dem Feld aber müssen Vater und Sohn weiterführen, er endet nie.

Vor der Einberufung in die jugoslawischen Kriege hat der Vater den Sohn bewahrt durch eine große Ladung stechender Bestechungsrosen. Nicht bewahren konnte er ihn vor der Verstörung. Der Erzähler zieht sich während der Kämpfe aus der Zucht zurück und wird Fahrer. Zu den Rosen und zum Vater kehrt er zurück, nachdem er auf seiner Eichel beunruhigende lilafarbene Punkte festgestellt hat. Drei schmerzhaft Operationen am Zeugungsorgan folgen, und die erwähnte Frau verlässt ihn und zieht nach Frankreich, auch, weil er kein Kind zeugen will.

„[Ich] dachte (...) daran, dass man nicht alles auf den Krieg schieben kann, aber das besessene Suchen, das zwanghafte Suchen nach der Wahrheit kann ich ruhigen Herzens auf den Krieg schieben, denn wenn einer das Gefühl hat, vor lauter Lügen zu ersticken, wird die Wahrheit für ihn das, was für die Lunge die Luft ist, und im Krieg passierte genau das, alles wurde von der Lüge überflutet, und du hattest das Gefühl, du bekommst nicht mehr genug Luft, es war also wegen des Krieges, diese schweren Gedanken über meine Frau und über das Kind dachte ich wegen des Krieges, denn die Wahrheit ist, dass auch die Serben keine Kinder wollten, die Serben wollten Söhne, die gegen die Kroaten und die Bosnier kämpften, und wenn sie Töchter wollten, dann nur, damit diese Töchter Söhne gebären, eine neue Generation, die, wenn sie aufgewachsen war, gegen Bosnier und Albaner und Ungarn kämpfte und so weiter, immer neue und neue Generationen, neue und neue Kriege, dachte ich. Das war es, wozu ich von Anfang an Nein sagte, genauer gesagt, sagte jemand oder etwas in mir Nein dazu“

Im Echoraum von Kertész und Kafka

Nicht nur bei den Rosen, auch in der Liebe spielt der Krieg die Hauptrolle. Das Nein, das der Erzähler der Frau entgegenschleudert, ist im Gestus der verzweifelten Gegenwehr unverkennbar ein Echo von Imre Kertész' Roman „Kaddisch für ein nicht geborenes Kind“, dem mit einem instinktiv hervorgestoßenen „Nein!“ beginnenden Monolog eines Holocaust-Überlebenden. Dessen „Nein“ gilt ebenfalls einem Kind, dem Vaterwerden und einer Vätergesellschaft, als deren letzte Konsequenz Auschwitz erscheint: das KZ als Offenbarung

des Vatergotts. Mit Kertész setzte sich Zoltán Danyi auseinander, als er dessen Vertrauten und Lektor Zoltán Hafner half, das Tagebuch des Nobelpreisträgers zu transkribieren.

Auf einen zweiten literarischen Ahnherrn verweist Danyi, der sieben Jahre am „Rosenroman“ arbeitete und einen Stil suchte, den er in einem Vortrag mit einer „Operation“ verglichen hat, mit einer heute ungebräuchlichen Berufsbezeichnung: Landvermesser ist der einzige Freund von Danyis Erzähler, und beide sind wie Franz Kafkas Protagonist im Roman „Das Schloss“ hilflos einer unverständlichen, unnahbaren Macht ausgeliefert. Der Landvermesser im „Rosenroman“ ist daher im Krieg aus Serbien nach Brüssel ausgewandert und arbeitet in einer Stiftung für Flüchtlinge, für Landlose also. Der Erzähler besucht ihn, nachdem sein Vater ihn „erbärmlich“ genannt und vom Hof gejagt hat. Die Fahrt nach Belgien lässt ihn seine Existenz als Lebensweg begreifen in vier Fragen. Sie erinnern nicht zufällig an jene, aus denen Immanuel Kant seine Philosophie der Aufklärung entwickelt hat.

„Woher bin ich gekommen, warum bin ich losgegangen, was suche ich, wohin möchte ich von hier aus gelangen.

Diese Fragen sagte ich, wiederholte ich bei mir, und der Rhythmus kam aus der Musik, woandersher konnte er kaum kommen, da ich unterwegs auf der deutschen Autobahn irgendwelche Sender mit klassischer Musik gehört hatte, aber mit den Antworten beschäftigte ich mich nicht, ich stellte mir diese Fragen nicht wegen der Antworten immer und immer wieder, sondern weil ich spürte, dass während der Wiederholungen nach einer Weile etwas in mir in Bewegung geriet.“

Ein Mahlstrom aus vier Themen

In diesem musikalischen Rhythmus, diesem Sehnen nach einem Ausgang aus der zwangsneurotischen Selbstschutz-Unmündigkeit, kreisen die Worte beständig umeinander und ineinander, haften aneinander und kommen kaum vom Fleck, und wenn doch, dann kehren sie, in der Regel überraschend, mit Aplomb gewissermaßen, zurück zu dem, was sie gerade verlassen haben, was sie immer wieder verlassen, wo sie sich losreißen, nur um doch zurückzukehren, nämlich zu den vier Themen des Romans: den Rosen, der Frau, der Erkrankung am Zeugungsorgan und dem Krieg. Diese vier umgeben den Erzähler wie ein Mahlstrom, rücken kreisend näher und drohen, ihn mit sich in die Tiefe zu reißen. Die Reise nach Brüssel aber erzeugt Distanz: zum Krieg, zur Krankheit, zu den Rosen. Daher endet zuerst der Zählzwang. Als der Erzähler dann die Ex-Frau im nahegelegenen Nordfrankreich aufsuchen will – das ist der geheime Sinn dieser Reise in die belgische Hauptstadt –, stellt sich auch zu ihr Distanz ein: Er erblickt sie nämlich in Brüssel als Prostituierte. Die Erschütterung bleibt aus. Der Mahlstrom ruht, der Bann weicht.

„Damit war alles beisammen, der Krieg, die Rosen, meine Frau und meine Krankheit, und ich verstand auch, was ich bis dahin nicht verstanden hatte, es war also alles beisammen, jetzt waren alle Blütenblätter da, und ich hätte die Rose zusammenfügen können, mir schien, nun konnte ich die Rose der wichtigen Erkenntnisse zusammensetzen.“

Das sind unverhofft zuversichtliche Töne in diesem Meisterwerk der Negativität. Sie werden zunächst übertönt: Auf verzweifelt-komische Weise verirrt sich der Erzähler heillos, seiten- und stundenlang in Brüssel, als er auf eine Empfehlung des Landvermesser-Freundes hin nach Ostende fahren will, in die Stadt, die früher mehrfach Schauplatz verheerender

Schlachten war, weshalb sich in ihr, so der Freund, alles klären würde. Erst in seiner Begleitung gelingt die Fahrt ans Meer, wo der Erzähler im Außen wahrnimmt, was er erzählend in sich freigelegt hat.

„(...) das Ufer von Oostende war ein Schlachtfeld, genau wie mein Leben, in dem ich viel, ungeheuer viel verloren und viel, sehr viel gewonnen habe, ich war also nicht nur zu Hause an diesem Ort, ich hatte sogar das Gefühl, selbst dieses Ufer zu sein, und das war wieder so ein Gefühl, oder so ein ähnliches, wie wenn ich über das umgepflügte Rosenfeld ging.“

Auf den Schlachtfeldern der Geschichte

Der Erzähler blickt in einen Spiegel: Er erkennt sich im Ufer, dem Schlachtfeld. Nun hält man als Leser den Atem an. Denn Zoltán Danyi übertritt jetzt eine Schwelle, er muss die Negativität hinter sich lassen und konkret werden. Tatsächlich tritt die Gewalt der jugoslawischen Kriege und des Schlachtfelds Ostende in Konjunktion mit dem belgischen Kolonialismus: Das vergossene schwarze Blut färbt vor seinen Augen den Goldschmuck der Häuser in Brüssel dunkel. Und dann wird auch noch die Shoah evoziert, wenn der Erzähler die Verbrennung der Rosen mit ihren klingenden Namen erinnert:

„(...) dass mein Vater jedes Frühjahr die übrig gebliebenen Rosen verbrannte, und das war so, dachte ich, beziehungsweise, da konnte ich nicht mehr so richtig denken, also denke ich es erst jetzt, im Nachhinein, dass dieses Rosenverbrennen so war, als hätte mein Vater jedes Frühjahr einige tausend Lili Marleens, Ilse Krohns, Don Juans und Mr. Lincolns verbrannt und ihre gräulich rosafarbene Asche auf die Felder gestreut.“

Überall ein und dieselbe Gewalt – mit Korrespondenzen erhält Zoltán Danyi dem Roman die Negativität und schenkt dem Erzähler doch einen – relativen – Frieden. Im Vergleich, aus der Distanz, nicht im Benennen und Ergreifen findet er einen Ausweg aus Zwangsneurose und Depression. Das ist ein erstaunlich positives Ende, erfreulich für den Erzähler – und leider etwas weniger erfreulich für den Leser. Denn das apotropäische Erzählen gegen die Dämonen, gegen den destruktiven Sog, liest sich äußerst fesselnd.

Lobpreis des Erzählens

Das Ende ist weniger bezwingend, auch, weil es in bekannte Gefilde einbiegt: Der Schriftsteller preist sein Metier. Schon auf der Fahrt nach Brüssel spürt der Erzähler, wie in ihm etwas in Bewegung gerät.

„Es fing tief an, drinnen, ganz weit drinnen, und durchdrang mich langsam, nach und nach füllte es mich ganz aus, als würde es mich mit irgendetwas aufladen, so fühlte es sich an, und auch jetzt kann ich es nicht anders sagen, nur so, als ob etwas angefangen hätte, mich mit Kraft aufzuladen. Die Antworten kannte ich im Großen und Ganzen, wie denn auch nicht.“

Diese Kraft hat er schon einmal gespürt, und obwohl sie nicht benannt wird, denkt man an die Gedichte, die er einst auf die Rückseite von im Krieg unnütz gewordenen Rosendeklarationen schrieb. Auf der Fahrt nach Brüssel stellt sich die Kraft ein, zusammen mit den Fragen nach dem Woher, dem Warum, dem Was und dem Wohin, mit denen sich das Leben ordnen und begreifen lässt, die Antworten sind ja „im Großen und Ganzen“

bekannt. Dennoch bereitet es der Kraft erhebliche Mühe, den Traumata nah, aber nicht zu nah zu kommen, und die den Fragen mit „Woher“ und „Wohin“ eingeschriebene zeitliche Ordnung ruft nicht nach Lyrik, sondern nach Prosa, nach jener unverwechselbar beängstigend-beglückenden, soghaft hin- und hergerissenen Prosa mit dem Titel „Rosenroman“.